

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Norddeutsches Volksblatt. 1887-1918 1 (1887)

47 (19.10.1887)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-358674](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-358674)

Norddeutsches Volksblatt.

Abonnement:
 pränumerando frei ins Haus:
 vierteljährlich . . . 1 Mk. 50 Pf.
 für 2 Monate . . . 1 " " "
 für 1 Monat . . . 50 "
 excl. Postbefehlsgeld.

Zeitschrift für freisinnige soziale Reform,
 für Politik und Unterhaltung.

Redaktion und Expedition: F. Kühn, Bant.

Erscheint
 jeden Mittwoch, Freitag u. Sonntag.
 Inzerate:
 die vierseitige Zeile 10 Pf.,
 bei Wiederholungen Rabatt.

Die amerikanische Volksschule.

In seinem Buche „Ein Blick in die neue Welt“ kommt Liebknecht mehrfach auf die Schulverhältnisse in Amerika, besonders auf die Volksschulen in New York zu sprechen. Wir heben aus der Reihe von Beobachtungen einzelne mit frischer Anschaulichkeit geschilderte hier hervor. So berichtet Liebknecht aus New-York vom 25. September v. J.: „Besten Abend sprach ich mit einem deutschen Wirkh, der ein halb Dutzend Kinder hat, des Jüngeren über die New-Yorker Schulverhältnisse. Der Mann ist ganz entzückt. Er kann die Schulen nicht genug loben. Der Unterricht ist unentgeltlich, alle Schulbücher und Lehrmittel werden unentgeltlich geliefert und jeder Knabe und jedes Mädchen kann sich unentgeltlich für jedes beliebige Fach ausbilden lassen — die Mädchen namentlich für das Unterrichtsfach — so daß also die Stadt jedem Knaben und Mädchen nicht bloß den Elementarunterricht, sondern auch den Unterricht, welchen bei uns die Fortbildungs- und Realschulen und die Gymnasien, die Handfertigkeits- und die Handels- und Gewerbeschulen erteilen, unentgeltlich gewährt. Und zwar in vorzüglichster Güte. Ich werde am nächsten Montage einige dieser Schulen besuchen und dann mir ein eigenes Urtheil bilden können. Was ich von einem englischen Schulmann, den ich heute Morgen traf, und der schon mehrere Schulen besichtigt hat, erfährt, lautet überaus günstig. Er rühmt in gleichem Maße die Tüchtigkeit der Lehrer und Lehrerinnen, und die Intelligenz der Schüler und Schülerinnen. Thatsache ist: die Kinder hier sehen durchschnittlich sehr gesund aus — helle Augen und aufgeweckte Gesichter. Schlaftrüge Gesichter, bei uns in Deutschland nicht selten, giebt es hier nicht; die Mächtig und Festigkeit der Eindrücke ist zu groß. Und auch die deutschen Kinder, welche mit ihren Eltern herüberkommen, werden rasch beweglicher und den eingeborenen Kindern ähnlich. Die veränderte Lebensweise und Ernährung bringt auch in dem körperlichen und geistigen Wesen eine Veränderung hervor, die sich in dem veränderten Gesichtstypus ausdrückt. Ein Kind, das Fleisch isst, ist natürlich aufgeweckter als ein Kind, das sich den Magen mit Kartoffeln füllt.“

Nach Besuchen von amerikanischen Volksschulen und nach Unterhaltungen mit kompetenten deutschen Schulmännern kommt Liebknecht zu dem Schlusse, daß die amerikanische Volksschule nicht nur besser sei, als ihr Ruf in Deutschland, daß sie vielmehr auch Besseres leiste als die deutsche Schule.

Die amerikanische Volksschule theilt sich in Primary School (Primärschule) und die Grammar School (Grammatikschule). Beide zusammen — und sie gehören organisch zusammen — umfassen ungefähr dieselben Altersklassen — 6 bis 14 Jahre — und dieselben Unterrichtsgebiete, wie unsere deutsche Volksschule. Wohlstand, von kompetenten Autoritäten wird mir einstimmig versichert — und durch eigene Anschauung und Erfahrung habe ich mich von der Richtigkeit überzeugt —, daß die Kinder, Knaben und Mädchen, welche die Primary- und Grammar-School durchgemacht, im Durchschnitt besser lesen, schreiben und rechnen, als die deutschen Kinder, welche unsere Volksschule durchgemacht haben. Besser lesen — d. h. mit größerer Leichtigkeit und größerem Verständnis des Inhalts. Besser schreiben, d. h. eine schönere fließendere Handschrift und eine größere Leichtigkeit des stilistischen Ausdrucks haben. Ich war geradezu erstaunt, als ich mir die Hefte der Schulklassen und die Aufsätze der Schüler und Schülerinnen ansah. Vom Rechnen will ich nicht weiter reden — auf diesem Feld ist die Superiorität der Amerikaner wohl anerkannt. Aber Lesen, Schreiben und Rechnen ist nicht Alles. In Geographie und Geschichte fand ich den amerikanischen Unterricht vortrefflich, und was Heimathkunde angeht; die Kenntnis des eigenen Landes und seiner Zustände und Einrichtungen, so können wir uns mit den Amerikanern in keiner Weise messen. Schon das amerikanische Kind der mittleren Volksschulklassen hat ein übersichtliches Bild seines Vaterlandes und der Verfassung und Institutionen desselben. Ich besuchte dieser Tage eine der öffentlichen Schulen, und in einer der Klassen nahm die Lehrerin auf meinen Wunsch eine kleine Examination der etwa 12jährigen Kinder vor. Unter Anderem auch in der Heimathkunde, und das war mir besonders interessant:

Frage: Was für eine Regierung haben die Vereinigten Staaten?
 Antwort: Die Vereinigten Staaten sind eine Republik.
 Frage: Was ist eine Republik?

Antwort: Ein freier Staat.
 Bis hierher war alles glatt gegangen. Die nächste Frage war etwas schwieriger.

„Was ist ein freier Staat?“
 Die Gefragte, ein lebhaftes, aufgewecktes Ding, antwortete rasch:

„Ein Land, wo das Gesetz herrscht.“
 Lehrer: „Denke nach; ein Land, wo das Gesetz herrscht, ist nicht notwendig ein freies Land. Es gehört noch etwas mehr dazu. Kannst Du es mir sagen?“

Und Dutzende von Fingern reckten sich empor. Die Kleine hatte sich nun aber auch besonnen und mit blizenden Augen sagte sie:

„Ein freier Staat ist ein Staat, in welchem das Gesetz herrscht und die Gesetze vom Volk gemacht werden.“ Und von der Lehrerin gestreichelt, setzte sie sich vergnügt wieder hin.

Es kamen mir bei diesem ernstlicheren Zwischenfall so mancherlei Gedanken, und die breite, breite Kluft, welche die Volksschule des freien Amerikas von der unsrigen trennt, gähnte vor meinen „geistigen Augen“. — Doch, „das ist Gedächtnißstram“, hält mir vielleicht ein Patriot entgegen.

O nein, in der amerikanischen Schule ist weit weniger Gedächtnißstram als in der deutschen, und die Anregung zu selbständigem Denken zieht sich wie ein rother Faden durch den ganzen Unterricht.

Der Unterricht der Volksschule ist fast ausschließlich in den Händen von Lehrerinnen — nur in den höheren Knabenklassen sind Lehrer angestellt und auch nur für bestimmte Fächer.

Die Volksschulen sind sogenannte Free-Schools, d. h. frei von Schulgeld und Schulausgaben (für Lehrmittel n. s. w.) und frei von Religion, da in Amerika die Religion Privatsache ist, die den Staat gar nichts angeht.

Einer interessanten Schilderung aus dem Südoften von Newyork entnehmen wir noch:

Im Südoften von Newyork wohnen unsere Landsleute so zahlreich und dicht zusammen, daß in verschiedenen Theilen die Bevölkerung ebenso deutsch ist als in irgend einer deutschen Stadt. Eine Schule, die ich vorgestern besuchte, hat, wie die Oberlehrerin mir sagte, gegen 1200 Schülerinnen und Schüler — darunter höchstens 50 nicht deutsche. Man muß allerdings bedenken, daß die Juden hier, wie so ziemlich überall sonst im Ausland, den Deutschen zugesählt werden. In einzelnen Klassen sprechen alle Kinder ausnahmslos deutsch. Mehrere, die ich befragte, wollten aber durchaus nicht deutsch sein. „Wir sind Amerikaner.“ „Aber du bist doch kein amerikanisches Mädchen?“ sagte ich zu einer solchen Verleugnerin des Deutschtums, die, wie ich aus ihrem Geft erlah, einen der denkbar deutschesten Namen und auch die denkbar deutschesten Züge trug. „Yes, I am an American.“ („Ja, ich bin eine Amerikanerin.“) „Kannst du denn nicht deutsch sprechen?“ „No, Sir!“ „Bist du in Amerika geboren?“ „Nach kurzem Hören: „Yes, Sir!“ „Sind deine Eltern in Amerika geboren?“ „Nach noch längerem Hören: „No, Sir!“ „Wo kamen sie denn her?“ „Wieder nach längerem Hören: „From Europe.“ „Aus welchem Land in Europa?“ Verlegen Besinnen und keine Antwort. „Sind sie nicht aus Deutschland gekommen?“ Fortgesetztes Besinnen und endlich die Antwort: „I don't know.“ Ich weiß nicht.

Hätte ich die Eltern des Kindes in diesem Augenblick vor mir gehabt, ich hätte ihnen wahrscheinlich eine kräftige Strafpredigt gehalten. Nach guter deutscher Sitte schämten sie sich, Deutsche zu sein, und haben ihrem Kind seine nationale Herkunft verschwiegen. Der Lehrerin, die erstaunt zugehört und zugehört hatte, erwiderte ich auf ihre fragenden Blicke: Well, that is a german peculiarity — das ist eine deutsche Eigentümlichkeit, die uns von keinem anderen Volke der Erde freitig gemacht wird. Und ich dachte bei mir: es ist nicht so leicht, ein großes Volk zu sein — die Soldaten thun's sicherlich nicht.

Ich muß nochmals auf die treffliche Schulzucht zurückkommen, die ich in den hiesigen Free Schools gefunden habe — obgleich der Unterricht von Lehrerinnen erteilt wird. Obgleich? Ich sollte richtiger sagen: weil. Es unterliegt für mich keinem Zweifel — und ich werde durch hiesige deutsche Lehrer in meiner Ansicht bestärkt —, daß Mädchen und Frauen nicht nur durch ihr liebevolleres Wesen das Herz der Kinder leichter gewinnen, sondern auch durch ihre größere Ruhe und ihren größeren Ordnungssinn mehr Autorität ausüben. Thatsache ist, daß in den Klassen der Lehrerinnen die Kinder fügsam und gehorsamer sind als in den Klassen der Lehrer, und daß Fraktionen und Explosionen weit seltener vorkommen.

Namentlich sind es die Knaben, die durch den lauten und häufigen Einfluß der Frauen und Mädchen gebändigt werden. Es wird das Niemanden überraschen, der Knaben im Verkehr mit gebildeten Frauen und erwachsenen Mädchen beobachtet hat. Das Geschlechtsleben, welches weit früher beginnt, als man gewöhnlich annimmt, giebt den Schlüssel zu dieser Erscheinung. Und der Einfluß wird dadurch erhöht, daß bei den Lehrerinnen auch auf Schönheit und Anmuth und auf ein ladylike appearance — ein ladyhaftes Aeußere und seine Manieren — gesehen wird.

Wie schon gesagt, werden alle Lehrmittel umsonst geliefert: Schreibmaterialien, Schreibhefte, Zeichenhefte, Vorlagen, Atlanten und Schulbücher jeder Art, und alles in vorzüglichster Qualität.

Schmutzige, eisenohrige Schreibhefte, Schulbücher mit abgerissem Einband und zerlesenen zerlegten Blättern giebt es nicht — die Kinder werden angehalten, ihre Sachen aufs Reinlichste rein zu halten, und sobald die Schulbücher verschliffen sind, werden sie durch neue ersetzt. Daß dies zur Reinlichkeit und Ordnung beiträgt, brauche ich kaum zu sagen, denn Jedermann weiß, oder sollte wenigstens wissen, daß Unreinlichkeit und Unordnung ansteckende Krankheiten sind, und daß das fortgesetzte Hantieren mit schmutzigen, schlecht in Stand gehaltenen Werkzeugen und Gegenständen zu Unreinlichkeit und Unordnung förmlich erzieht. Ja, ich behaupte sogar — und füge mich auf eigene Erfahrung — daß sich aus einem sauberen, hübsch gebundenen Buch besser lernt, als aus einem schmierigen und zerfessenen.

Was nun die innere Güte der Schulbücher betrifft, so hat es mir bisher an der Zeit zu einer eingehenden Prüfung gefehlt. Ich muß mich da auf das Urtheil Anderer verlassen, von denen ich weiß, daß sie zu einem Urtheile befähigt sind. Und das Urtheil lautet: Die Schulbücher sind sämtlich in ihrer Art vortrefflich; sie sind von den deutschen so verschieden, wie das amerikanische Unterrichtssystem von dem deutschen verschieden ist, aber in ihrer Art — ich wiederhole das — liefern sie das Beste, was geliefert werden kann. Man geht hier von dem sehr guten Grundfah aus, daß für die Kinder nur das Beste gut genug ist, und läßt deshalb die Schulbücher von den namhaftesten Gelehrten des betreffenden Faches schreiben; und die namhaftesten Gelehrten rechnen es sich zur Ehre, Schulbücher zu schreiben. „For the children are our future!“ „Denn die Kinder sind unsere Zukunft!“ sagte mir eine amerikanische Lehrerin, mit der ich das Thema besprach. Das Wort ist nicht sehr neu — es ist schon oft gesagt worden — nur hat es hier eine erhöhte Bedeutung, weil es für die Amerikaner nicht eine bloße Phrase ist.

Der Normalarbeitstag.

oder, wenn man lieber will, der Maximalarbeitstag hat dieser Tage eine neue gewichtige Befürwortung erfahren durch den Kongreß für Hygiene, der in Wien stattgefunden hat. Es waren dort Männer von Bedeutung, Gelehrte und Sozialpolitiker aller Art beisammen, welche eingehend die Frage des Arbeitertages erörterten und sich, wie es scheint, durch die sonst immer so rücksichtslos geltend gemachten Interessen der Herren Großindustriellen nicht beirren ließen. Man entschied sich dahin, daß eine allgemeine und umfassende Arbeitertagesgesetzgebung durch die Anforderungen der öffentlichen Gesundheitspflege bedingt sei, und man fand alles, was bisher auf diesem Gebiete in allen Staaten geschehen sei, durchaus ungenügend; die Fabrikgesetzgebung der freien Schweiz wurde davon nicht ausgenommen, und zwar mit Recht nicht, denn auch sie ist noch sehr unvollkommen und unzureichend.

Zunächst erklärte der Kongreß, daß Kinder unter vierzehn Jahren überhaupt nicht in Fabriken beschäftigt werden sollten; für Arbeiter unter 18 Jahren, die man bei uns bekanntlich „jugendliche Arbeiter“ nennt, wird eine bedeutende Einschränkung der Arbeitszeit gefordert; desgleichen für die Arbeiterinnen. Die Hauptsache aber ist, daß sich der Kongreß für einen Normalarbeitstag von zehn, höchstens elf Stunden ausgesprochen hat, daß er also beinahe so weit geht, wie das einst von den sozialistischen Abgeordneten eingebrachte Arbeitergesetz.

Wir können selbstverständlich diesen Beschlüssen nur unseren Beifall zollen und die Erwartung aussprechen, daß die Uebergangung von der Bedeutung und Durchführbarkeit des staatlich festgesetzten zehntägigen Normalarbeitstages immer mehr gefördert wird, bis endlich fast

eine ganze öffentliche Meinung sich für diese Institution erklärt haben wird. Wenn das gesamte deutsche Volk, mit Ausnahme der Großindustriellen und Großgrundbesitzer, sowie einiger Philister, von der Bortrefflichkeit und Nützlichkeit des Normalarbeitstages — und zwar des sechshündigen — überzeugt ist, dann wird auch die Gesetzgebung nicht lange mehr auf seine Einführung warten lassen.

Wir sind selbstverständlich keine Optimisten, welche die Bedeutung eines sechshündigen Normalarbeitstages überschätzen möchten, wie schon manchmal geschehen. Vor allen Dingen hat diese Institution die schwache Seite, daß sie den Mißständen und der übermäßigen Ausnutzung der Kräfte in der Hausindustrie und auch bei der Affordarbeit nicht sonderlich zu steuern vermag. Auch kann ein Normalarbeitstag nur wirksam sein in Verbindung mit einer Menge von anderen hygienischen und Humanitätsmaßregeln. Aber bekannten Vortheilen, die ein sechshündiger Normalarbeitstag mit sich bringt, verschließen wir uns sicherlich nicht.

Man muß übrigens zugeben, daß in den Kreisen von Gelehrten und technisch ausgebildeten Fachmännern schon längst vielfach die Ueberzeugung platzgegriffen hatte und auch ausgesprochen worden war, daß eine Arbeiter-schutzgesetzgebung von dem angebotenen Umfang, wenn nicht aus anderen, so doch schon aus hygienischen Gründen geboten sei. Die politischen Parteien zeigten sich fast alle vielfach schwach, mit Ausnahme der rein maascherlichen, welche von keinem Eingriff der gesetzgebenden Gewalt in die Sphäre etwas wissen wollte; mit Ausnahme der Arbeiterpartei ließen sich so ziemlich alle beeinflussen von dem ungeheuren Lärm, den die Großindustriellen in Broschüren, Zeitungen und Versammlungen erhoben, wenn die Frage der Arbeiterschutzgesetzgebung auf der Tagesordnung stand. Auch die Regierung ließ sich von diesem Lärm beeinflussen und hat bei den geringen Konzeptionen, zu denen sie bereit war, sich durch die mit voller Wucht geltend gemachten Interessen der Großindustriellen mehr als einmal zu einer Beschränkung bewegen lassen. So kam es, daß wir in Deutschland in Bezug auf Arbeiterschutzgesetzgebung fast gar nichts erreicht haben, obgleich aus den Berichten der Fabrikinspektoren mit unverkennbarer Deutlichkeit hervorgeht, wie notwendig eine strenge Fabrikgesetzgebung bei uns wäre. Dazu kommt noch, daß die Situation sich immer mehr verschlimmert, daß die Konkurrenz unter den Arbeitern zunimmt durch die starke Vereinigung des ländlichen Proletariats in die industriellen Arbeitsgebiete und daß das Angebot von billigen Arbeitskräften durch die stärker und härter werdende Beschäftigung von Frauen und Kindern immer noch in einem rapiden Steigen begriffen ist.

Es wird an der Zeit, daß man sich von dem grobmaterialistischen Standpunkt der Großindustriellen losmacht, die immer nur behaupten, die geschäftlichen Interessen seien es, nach denen sich die Arbeiterschutzgesetzgebung zu richten und zu gestalten habe. Nein und tausendmal nein! Diese geschäftlichen Interessen sind dabei nicht maßgebend, sondern wie der Wiener Kongreß ganz richtig und mit Absicht betont hat: Die Grundsätze der Humanität und der öffentlichen Gesundheitspflege. Welcher Mann, der sein Vaterland lieber glücklich sieht, als unglücklich, möchte wohl behaupten, es sei erforderlich, daß gegen die Forderungen der Humanität an den Volksmassen gesündigt werde, nur

damit eine Anzahl von Unternehmern höhere Dividenden oder Reineinnahmen erzielen kann? Nein, so liegt die Sache nicht. Hier handelt es sich um das Gesamtinteresse des Volkes, dessen kommende Generationen gefährdet sind durch den allzu reichen und übermäßigen Kräfteverbrauch der gegenwärtigen.

Wir dürfen hoffen, daß diese Erkenntnis sich immer weitere Bahn bricht.

Tagesbericht.

— Gegen die „Verhättselung der Arbeiter“ durch die Arbeiterschutzgesetzgebung spricht sich die „Konservative Korrespondenz“ aus. Man bewirke damit nur, daß die Arbeiter in großen Massen vom Lande nach der Stadt ziehen. Erst wenn die Getreidezölle erhöht sind und es dem Gutsherrn möglich sein würde, die landwirtschaftlichen Arbeiter besser zu stellen, könne von einer Arbeiterschutzgesetzgebung die Rede sein, und müsse dieselbe alsdann zunächst auf dem platten Lande Platz greifen. Daß eine Arbeiterschutzgesetzgebung auf dem platten Lande noch viel notwendiger wäre wie in der Stadt, ist richtig. Aber wer glaubt, daß die Erhöhung der Getreidezölle diese Arbeiterschutzgesetzgebung erleichtern würde, befindet sich in gewaltigem Irrthum. Die Erhöhung der Getreidezölle hat nur eine Erhöhung der Grundrente, nicht aber eine Erhöhung des Arbeitslohnes der ländlichen Arbeiter zur Folge.

— Mit einer Erleichterung der Wähler wird bekanntlich von den Kartellparteien die „Verlängerung der Wahlperiode“ befürwortet. Dazu bemerkt die „Weser-Ztg.“: „Sollte die Bequemlichkeit derjenigen, denen das Wählen eine Last ist, der Regierung so sehr am Herzen liegen, daß sie um ihretwillen die Zoll-erhöhungen opfern möchte? Der eigentliche Wahlakt ist, bei Wichte beisehen, gar nicht der Rede werth. Den Stimmzettel auszufüllen und ihn ins nahe gelegene Wahllokal tragen, ist keine harte Arbeit. Die Vorbereitungen zur Wahl, die Parteiverfammlungen, die Kundreisen, die Bearbeitung der Wähler, bringen allerdings für die leitenden Personen, für die Redner und die Agitatoren Strapazen mit sich, aber die Zahl dieser Personen ist verschwindend klein im Verhältnis zu den Millionen Wählern. Und wenn man für die Zuhörer in den Versammlungen sorgen zu müssen glaubt, so vergißt man, daß bei weitem die meisten dieser Hörer den Besuch der Versammlungen nicht als eine Strapaze, sondern als eine willkommene Unterbrechung des einfürmigen Daseins betrachten. Leute von feiner Bildung und zarten Nerven finden solche politischen Diversifements entfehlend, aber Niemand hindert sie, zu Hause zu bleiben und den Bericht in der Zeitung zu überschlagen.“

— „Volkssbildung? Die „Volkzeitung“ schreibt: „Am Sonntag haben in Ruhrort die rheinisch-westfälischen Bildungsvereine ihren Verbandstag abgehalten. Auf der Tagesordnung stand ein sehr interessanter und wichtiger Gegenstand: die Sorge der Bildungsvereine für die Weiterbildung der aus der Schule entlassenen Jugend. Als Referent hielt Direktor Finsterbusch aus Wilmshaus a. d. R. einen längeren, wie nationalliberale Blätter der Rheinprovinz versichern, „höchst anziehenden und lehrreichen“ Vortrag, welcher damit schloß, daß der Staat nur diejenigen Mädchen sich verheirathen lassen solle, welche eine zweijährige Lehrzeit durchge-

macht haben und ferner zwei Jahre hindurch Dienstmädchen gewesen sind. Der würdige Schulmann, welcher diese Ueßung eines Stückes der sozialen Frage erfunden hat, führte in seinem Vortrage sechs Mängel unserer gegenwärtigen Dienstboten auf, deren einer folgendermaßen veranschaulicht wird: „Sie achten nicht das Kleine und erkennen nicht, daß die Multiplikation verhältnißvoll ist und zur Schwindsucht des gesamten häuslichen Wohlstandes führt.“ In ähnlicher Weise werden die übrigen Mängel, welche Herr Finsterbusch an den Dienstboten zu machen hat, ausgedrückt, und in einem Punkt streift er einen großen Uebelstand, indem er sagt, daß in großen, herrschaftlichen Haushaltungen ein Mädchen leicht für seinen späteren Beruf als Hausfrau verdorben werde. Zur Abstellung der von ihm festgestellten Mängel schlägt Herr Finsterbusch das oben erwähnte Mittel vor, welches er nach der „Rheinisch-Westfälischen Ztg.“ wie folgt begründet: „Wie es beim männlichen Geschlechte Lehrlinge, Gesellen und Meister gebe, so müssen auch beim weiblichen Geschlechte ähnliche Stufen bestehen, als Lehrlinge, Dienstmädchen, verheirathete Frauen. Der Arbeiter habe das Recht, eine gutausgebildete Frau zu bekommen; helfe man ihm von Seiten des Staates dazu dadurch, daß man nur solche Mädchen sich verheirathen läßt, welche eine zweijährige Lehrzeit nachweisen können. Das Mädchen müsse auf zwei Jahre durch festen Vertrag gebunden werden, wie der Lehrling auf 3 oder 4 Jahre. Erst durch Aufweisung eines Zeugnisses über einen solchen überstandenen Lehrkursus von zwei Jahren könne das Mädchen ein Dienstmädchen erhalten, also Dienstmädchen werden, ohne diesen Nachweis dürfe keine Herrschaft ein Dienstmädchen mieten. Die Bildungsvereine könnten viel thun, um diese Vorschläge zu verwirklichen. Kein Mädchen dürfe dann heirathen, ohne den Nachweis einer zweijährigen Dienstmädchenschaft. Dadurch werde im Großen und Ganzen der Dienstmädchen- und Hausfrauen-Kalamität ein Ende gemacht werden.“ Die Lehrzeit soll, wie es scheint, in besonderen Anstalten zugebracht werden, wo in Kochen, Waschen, Plätten und in der Handarbeit unterrichtet würde. Ehe die Mädchen endlich heirathen dürfen, möchte ihnen Herr Direktor Finsterbusch noch einen Kursus in der Krankenpflege bei Diakonissen oder barmherzigen Schwestern zu Theil werden lassen. Leider ersehen wir aus den uns vorliegenden Berichten nicht, ob Herr Finsterbusch alle Mädchen diese Schule als Vorbereitung für ihren Hausfrauenberuf durchmachen lassen oder ob und wo er eine Grenze ziehen will. Es ist factam bekannt, daß auch in den sogenannten höheren Kreisen der Gesellschaft die Vorbildung der jungen Mädchen für ihre Thätigkeit in Küche und Haushaltung leider häufig heralich schlecht ist; wenn überhaupt, so müßte auch für diese Mädchen eine zweijährige Lehrzeit und zweijährige Thätigkeit als Dienstmädchen recht heilsam sein. Wir würden indeß diesen Vortrag nur als den unfreiwillig-humoristischen Beitrag eines Sonderlings betrachten haben, wenn nicht das oben genannte Blatt (die „Rheinisch-Westfälische Ztg.“) versicherte, die Vertreter der rheinisch-westfälischen Bildungsvereine, deren Verband einen Zweig der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksschulbildung bildet, hätten dem Vortragenden im Wesentlichen beige stimmt.“

— Die englische Wollindustrie hat sich seit 1850 gewaltig entwickelt. Dies zeigt folgende Uebersicht

Geprüft und bewährt.

Von D. M. H. I. u. S.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Mit Melanie wechselte Onkel Rudolf immer nur wenige Worte, die jedoch einfach, herzlich und ermutigend waren. Melanie wollte es bedünken, als ob sein scharfes, sehnendes Auge bisweilen mit einem eigenthümlich forschenden Blick länger auf ihr harte, wenn er sich unbeschadet wägen; allein wenn ihr Blick dann dem feintgen begegnete, erschien der Oheim ihr ganz unbefangener. Nur ein- oder zweimal sprach Onkel Rudolf von Melanie, und dann in einer Weise, welche dem armen Mädchen die helle Wuth in die Wangen trieb, denn er stellte Vergleichen zwischen ihrer schlichten, schüchternen Erscheinung, ihrem Mangel an Schönheit und Grazie und der anmutigen Beweglichkeit und Gewandtheit ihrer jüngeren Schwestern an; aber Melanie wußte nicht daraus klug zu werden, ob darin ein Lob oder ein Tadel für sie liegen sollte.

Als die Dunkelheit eingebrochen war, ging Onkel Rudolf in's Nebenzimmer, um den Christbaum anzuzünden, stieß dann die Thüre auf und rief seine Gäste herbei. Unter dem Tannenbaum lagen und standen: eine silberne Sparrbüchse mit einem Imperial, darin als Leduvogel und Gedeckpennig für die Majorin; ein eleganter Toilettenspiegel für Gisela; ein Opernglas und ein Fächer für Valerie; und ein hübsch gebundenes Exemplar der Erzählungen von Marie Nathusius für Melanie. Die Majorin biß sich auf die Lippen, bevor sie in überschwänglichen Worten dankte, denn sie füllte den Blick die epigrammatischen Spizen, welche in diesen Geschenken lagen; aber Rudolf lächelte ganz unbefangener und sagte nur zu Melanie: „Ich habe Dir keinen Tadel gegeben, Kind, weil Du doch zu einfach bist, um ihn zu würdigen. Ich gab Dir ein paar gute Bücher, denn diese sind die liebsten Freunde des Einsamen, der sie und ihren tröstlichen Geist am besten zu würdigen weiß. Und man rühmte mir von diesen da ihren ge-

müthlichen Gehalt, ihren demüthigen Geist, ihre echt christliche Weisheit. Solche Bücher sind die besten!“

Bald nach dem Empfang der Geschenke kam Gottlieb, um die Herrschaft abzuholen, und brachte einen großen Korb mit, in welchem diese Angebinde natürlich ganz verschwunden waren; er hatte daher nur Gisela's Toilettenspiegel nach Hause zu tragen — die Anderen trugen ihre erhaltenen Geschenke selbst.

Die Majorin schied mit wiederholtem vortheilhaftem Dank und der scheinbar herzlichsten Einladung an Onkel Rudolf, recht oft droben auf der Weinaue einzusprechen. Und Onkel Rudolf mochte diese Einladung auch buchstäblich genommen haben, denn es verging fortan keine Woche, ohne daß er zwei- oder dreimal das Haus der Majorin besuchte hätte. Er kam zu den verschiedensten Tageszeiten, sprach nur wenig und meist ironisch, sei es nun in Lob oder Tadel, allein mit seinen Verwandten oder vor deren Gästen, gebrauchte aber desto mehr seine hellblickenden scharfen Augen, denen nichts zu entgehen schien. Insbesondere hatte er einige häßliche Bemerkungen, welche die Majorin unansprechlich fand: bald fragte er nach Melanie, wenn die Majorin sie der Gäste wegen entfernt hatte; bald legte er durch die scheinbar einfachsten Fragen Gisela's Weichrathheit oder die oberflächliche, mangelhafte Schulbildung der beiden Mädchen bloß, bald machte er vor Fremden der Schwägerin überschwängliche Komplimente über ihren bewundernswürdigen Takt und das Talent, bei den bescheidenen Einkünften aus dem kleinen Vermögen und der knappen Pension ein solch anständiges Haus zu machen und noch Erparnisse zu erzielen. Die Majorin konnte dies am wenigsten ertragen, denn sie wollte für reich gelten, und sie sah, wie ihre Gäste so begierig auf derartige Anspielungen lauschten und dieselbe nach dem Sinne deuteten, der dem sardonischen Komplimente zu Grunde lag. Sie hatte je länger desto mehr dem mürrischen alten Herrn zu verstehen gegeben, daß sie seine Besuche missen könnte; allein er hatte es anscheinend nie verstanden, und Schwägerin Sophie war eine allzu schlaue Frau, um dem alten Mann auf eine grobe Weise ihr Haus zu verbieten, denn

sie wußte, daß er im „Casino“ immerhin ein gewisses Ansehen genoß und mit einigen pensionirten Beamten und Offizieren umging, welche zur „Gesellschaft“ gehörten. Nein, wenn sie einmal dem alten Brummbarren und Spötter die Thüre wies, so mußte es unter Umständen geschehen, welche ihr anscheinend die volle Verächtlichkeit hierzu gaben und das Odium eines Bruchs ihm aufbürdeten; und auf eine derartige Gelegenheit hoffte die schlaue Frau zuerzücklich.

Eines Abends trat Onkel Rudolf ganz unbemerkt ins Haus auf der Weinaue, als die Majorin gerade ihren momentanen Unmuth an Melanie ausließ, welche einer ziemlich starken Aufgabe an Näharbeit nicht gerecht geworden war.

„Du bist mir ordentlich zur Strafe auf der Welt, albernes, unnützes Geschöpf!“ rief sie zornig über Melanie hinein, die ganz eingeschüchtert am Fenster saß und stille weinte. „Geh mir aus den Augen, faule, träge Dirne! Ich wollte, ich hätte Dich nie gesehen und Du wärest Gott weiß wo — meinetwegen im Pfefferlande, denn ich kann Dich nicht mehr vor Augen sehen; Du mußt mir noch aus dem Hause, koste es was es wolle, Du tüdischer, fauler, unnützer Dalg, der Du unser Brod umsonst isst!“

„Gott verzeihe Ihnen diese Sünde!“ sagte Melanie mit mühsam zurückgehaltener Entrüstung, stand rasch auf und schaute die Stiefmutter fest an mit zornfunkelnden Augen. „Niemand weiß besser als Sie, daß ich nicht träge und boshaft bin, obgleich ich dies unter Ihrer Behandlung und Ihrem Beispiel hätte werden sollen. Niemand beklagte es mehr als ich, daß Sie mich nicht genug erlernen ließen, um mir selbst mein Brod verdienen zu können als Gouvernante oder auch nur als Nähterin, und doch ist dies Haus auch das meine, denn es ist gekauft mit dem Vermögen meiner Mutter, und wir leben Alle von den Zinsen desselben, nicht von Ihrem Gelde!“

„Auch dies noch? Die Schlange sticht sogar noch?“ rief die Majorin und erhob die Hand gegen Melanie, die eilends nach der Thüre flüchtete, aber gerade dem

der in der Wollindustrie des vereinigten Königreichs (England und Wales, Schottland, Irland) angemeldeten Personen- und Spindelzahl:

Jahr	Zahl der beschäftigten Arbeiter	Zahl der Spindeln	Zahl der Kraftspindeln
1850	7 443	1 595 278	9 439
1861	86 983	2 182 609	21 770
1870	118 004	2 531 768	48 140
1874	134 605	3 165 569	57 090
1884	139 316	3 054 044	57 990

Daraus ergibt sich, daß sich die Zahl der „Hände“ von 1850—1884 noch nicht einmal verdoppelt hat, während die Ziffer der Spindeln in diesem Zeitraum sich verdoppelt, die der Kraftspindeln mehr als verdreifacht hat. Im Verhältnis zum Wachstum der maschinellen Einrichtungen, des konstanten Kapitals, ist demnach eine Abnahme der Arbeiterzahl eingetreten: ein Arbeiter im Jahre 1884 hat mehr Arbeit zu leisten, als ein Arbeiter im Jahre 1850, er hat mehr Maschinerie zu bedienen u. s. w. Die Wollindustrie steht unter der Herrschaft des Besitztumsverhältnisses, was aber nicht hindert, daß in ihr wie in den anderen Textilgewerben die Frauen- und Kinderarbeit die erste Rolle spielt.

Die gesamte Eisen- und Stahlfabrikationsproduktion von England, Deutschland und den Vereinigten Staaten bezifferte sich

England	Ver. Staaten	Deutschland
im Jahre 1871 mit 1 200 000 T.	708 000 T.	450 000 T.
„ 1875 „ 900 000 T.	718 000 T.	470 000 T.
„ 1880 „ 980 000 T.	1 325 000 T.	432 000 T.
„ 1881 „ 1 230 000 T.	1 670 000 T.	530 000 T.

Bis zu Anfang der jetzigen Jahre wurde in den Vereinigten Staaten die überwiegende Menge des Eisenbedarfs durch Einfuhr gedeckt. Die Eisenindustrie wurde durch die Stahlfabrikation in England und Deutschland bereits in der ersten Hälfte der jetzigen Jahre verdrängt, während die Vereinigten Staaten ihre Eisenfabrikationsproduktion erst in den letzten Jahren vermindert haben. Deutschland hatte, wie England, bereits im Jahre 1880 die letzte Eisenfabrikationsproduktion aufzuweisen. Deutschland erzeugte in den Jahren 1871, 1875 und 1880, 128 000, 241 000, 407 000 Tonnen Stahlfabrikation. — Man sieht auch hier den ungemainen Fortschritt, den Nordamerika in der Produktion gemacht hat.

Amerikanisches Petroleum. Das in Oil-City (Delaware) im Staate Pennsylvania erscheinende Fachblatt „Derrick“ erinnert daran, daß jetzt etwa 25 Jahre verfloßen sind, seit das erste Kohlenöl in West-Pennsylvania entdeckt wurde und die Wechsel, die seit her in jenen Gegenden stattgefunden haben, sind dem menschlichen Geiste kaum faßbar. Die Berge und Thäler, die damals mit undurchforschtem Urwald bedeckt waren, werden jetzt von dem regnen Treiben belebt und sind das Zentrum einer der größten Handels-Industrien der Neuzeit. Es sind im Staate Pennsylvania und dem daranstoßenden Staate New-York seit 25 Jahren etwa 53 000 Meilen gegraben worden, welche ca. 200 Mill. Doll. gekostet und ca. 310 Mill. Faß Öl geliefert haben. Diese brachten an den Quellen ca. 500 Mill. Doll. und den Produzenten einen Profit von 300 Mill. Doll. Die Menge Öl, welche zur Ausfuhr gelangte, wird auf 6231 Millionen Gallonen geschätzt. Ganz unabhängig von der Öl-Industrie sind in West-Pennsylvania ca. 50 Millionen Dollars in Naturgas angelegt worden.

Onkel Rudolf in die Hände lief, der ihre Hand erfaßte und vor dem nun die verfolgte Majorin zurückdrallte.

— „Was giebt es denn hier?“ fragte er mit einem so ruhigen Tone, als ob er gar nichts gehört hätte. „Hat Melanie etwas verbrochen, Frau Schwägerin?“

„Oh, es ist nicht der erste Fall, daß ich mit diesem verdorbenen Geschöpf mich über Alles Ergrümpel argere.“ versetzte die Majorin, sich mühsam bewältigend und in einem einschmeichelnden, ruhigen-sollenden Tone. „Es ist ein Geschöpf, über dem auch die fälteste und ruhigste Natur die Geduld verlieren kann. Denken Sie sich, Schwäger, da überdies die ich träge Dirne (sowen, wie sie in einem alten Zeitungsblatte liest, anstatt an dieser Robe zu arbeiten, die heute noch fertig werden soll, weil Ojefela sonst morgen am Palmsonntage nichts anschießen hat. Und doch hatte ich diesem hohlenen Mädchen hier förmlich gute Worte gegeben, damit sie noch heute fertig werde!“

— „Um, Trägheit und Eigenfinn sind schon zwei häßliche Untugenden, aber Bosheit ist ein unverzeihliches Laster, das man in einem jungen Herzen je eher desto lieber ausrotten muß.“ versetzte Onkel Rudolf, im Tone unerwarteter Strenge. „Was hast Du Dir denn zu Schulden kommen lassen, Melanie? Was hast Du auf diese Verschuldigung zu erwidern?“

„Ich hatte hier am Fenster gearbeitet, bis ich nichts mehr sah und den dunklen Zwirn auf dem dunklen Stoff nicht mehr erkennen konnte und mich die Augen schmerzten.“ sagte Melanie ohne Thränen, in einer unerschöpflichen Enttäuschung. „Da hat ich Ojefela, die dort in der Laube las, die Lampe zu holen, was sie höhnlich ablehnte, und nun nahm ich ein Papier, in welches ein Stück Futterzeug gewickelt war, und las darin, während ich etwas ruhete.“

— „Dies hier, diese alte Nummer der Gartenlaube!“ rief die Majorin mit Andignation und Ironie; „müßiges Zeug zu lesen geht der verzogenen Person allerdings besser ein, als arbeiten. Rein fetten Papier fällt ihr in die Hände, ohne daß sie seinen Inhalt vermischt.“

„Und was dann weiter?“ fragte Onkel Rudolf seine Nichte, ohne auf die Schwägerin zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind im Jahre 1886 nicht weniger als 8849 Meilen neuer Eisenbahnen erbaut worden, und zwar entfallen davon 3267 Meilen auf die Staaten Dakota, Illinois, Iowa, Minnesota, Nebraska, Wisconsin und Wyoming, in denen hiedurch große Bezirke der Bevölkerung neu aufgeschlossen worden.

Gewerkschaftliches.

Hamburg, 10. Oktober. Auf Grund des verhängten Belagerungszustandes ist bereits von der hiesigen Polizeidirektion die nachgehende Genehmigung zur Abhaltung einer Versammlung von Bauhandwerkern, in welcher ein Redner aus Hamburg auftreten sollte, verweigert worden.

Kiel, 4. Oktober. Heute standen vor der hiesigen Strafkammer 22 frühere Vorstandsmitglieder des aufgelösten Fachvereins der Kieler Tischler unter der Anklage, das preussische Vereinsgesetz von 1850 dadurch übertreten zu haben, daß sie in Vorstandssitzungen sowohl als in öffentlichen Versammlungen socialdemokratische Angelegenheiten berathen und verörter hätten, auch mit anderen Vereinen sozialistischer Tendenz in Verbindung getreten seien. Die Strafkammer jedoch erachtete die Behauptungen der Anklage nicht für nachgewiesen und sprach daher nach fünfstündiger Verhandlung sämtliche Angeklagte frei.

Das „Veisg. Tageblatt“ bespricht im Vorgesicht die **Maschinenausfuhr von Chemnitz nach Rußland** und verweist höhnisch darauf, daß nach der gegenwärtigen deutschen Wirtschaftstheorie das Ausland den Zoll zahlt. Im politischen Theil verweist es aber diese Idee. Das ist der Zwiepakt zwischen Geschäftsinteresse und politischer Demagogie.

Ein Kongreß der deutschen Malergesellschaften wird im Januar 1888 in Braunschweig tagen. Es wird sich außer anderen wichtigen Fragen darum handeln, eine festere und starkere Organisation zu schaffen.

Die Maschinenfabrik **Augsburg** vertheilt neuer an ihre Aktionäre 187/2 Proz. Dividende. Und das trotz der Eisenkrise! Die Löhne sind dafür um so niedriger.

Aus Stadt und Land.

Want, 16. Oktober. Recht häufig finden wir in der Tagespresse Notizen über reiche Legate, welche von einzelnen Großindustriellen zu Gunsten ihrer Arbeiter, oft auch zu anderen wohltätigen Zwecken angelegt werden. Was allerdings wieder eine derartige Notiz von den Blättern folpert, der zu Folge der Kommerzianten Schickau in Elbing, der Besitzer der durch den Bau der vorzüglichsten deutschen Torpedobote weithin bekannten West- und Maschinenfabrik, aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens seiner Fabrikwerke ein Altersinvalidenverlorenung für seine Arbeiter gestiftet habe und zwar in einer Höhe von 100 000 Mark. Hieran werden Betrachtungen geknüpft über die Spöthzucht und Unselbstständigkeit des Oelers, welche den „Gehern“ einmal wieder zeigte, daß die Kapitalisten doch ein Herz für die Arbeiter hätten. Unrecht ist es daher von den Arbeitern, durch ungerechtfertigte Exposition den Arbeitgebern häufig derartige Maßnahmen echter Humanität zu verweigern! — So oder ähnlich lauten die Dementionen der Presse.

Wir sind durchaus nicht abgeneigt, derartigen Maßnahmen einzelner weniger Industriellen ihre volle Würdigung zu Theil werden zu lassen, können aber in den überauswichtigen Lobgesang der liberalen und effizienten Presse nicht einstimmen. Wenn ein Herr geheimer oder wirklicher geheimer Kommerzianten soviel Kapital angeammelt hat durch den Fleiß und die Thätigkeit seiner Arbeiter, daß er zum Besten der Letzteren etwas ausgeben darf, ohne daß seinem Fleiß ein erheblicher Nachschub sich nicht, so können wir darin nichts Besonderes und Außerordentliches erblicken, was eines derartigen Aufhebens werth wäre. Bergewöhnlichen wir uns doch, daß lediglich die Kenntnis und die Thätigkeit seiner Ingenieure, Meister und Arbeiter in Verbindung mit sonstigen günstigen Umständen einen Unternehmer zum Kapitalisten machen, nicht etwa die eigene Arbeit desselben, die oft recht problematischer Natur ist.

Was ist da besonders rühmendwerth, wenn er von den Millionen, welche ihm seine Arbeiter erworben haben, einige Tausend an diese zurückgibt, ist nicht einmal zurückgibt, sondern nur unter gewissen Umständen den Zinsverdienst davon gestattet. Unterlassen wir doch auch einmal den materiellen Werth der Sache. Herr Schickau oder vielmehr dessen West, beschäftigt annähernd ca. 2000 Arbeiter; es entfallen also von dem reichen Legat von 100 000 Mark auf jeden Arbeiter ca. 50 Mk., deren Zinsen ihm auf seine eventuelle Hilfslosigkeit zugedreht werden. Herr Schickau hat also, wenn wir einen hohen Satz von 5 Proz. Zinsen annehmen, in jedem seiner Arbeiter eine jährliche Gratifikation von 3 Mark zugewendet! — Und darum dieses Aufheben! Wäre der Herr Kommerzianten seinen Arbeitern eine monatliche Pension in Höhe von 25 Pf., was der obigen Zurechnung entspricht, nur mit dem Unterschied, daß diese nicht allen zu Theil wird, sage und schreibe ich in und zwanzig Pfennigen zurechnen, so hätte die Presse jedenfalls nicht so viel Lamento gemacht, und wenn der Herr den Lohn seiner Arbeiter um den gleichen Satz verringert, was eine Entschädigung für den durch Herabgabe der 100 000 Mark entfallenden Zinsverlust sein würde, so wird auch kein Wahn danach fassen. In der gewählten Form wird das Legat aber prahnd und das hat keinen Zweck! Man merkt die Absicht und wird verstimmt! Die 100 000 Mk., welche der Millionär auf diese Weise zum Besten seiner Arbeiter spendet, haben einen weit geringeren Werth, als der Pfennig, den ein armer Tagelöhner einem noch ärmeren Bettler darreicht. Und tritt nun eine Krisis ein, werden die Torpedoboote zum alten Eisen geworfen, prospektirt das Strohflößchen des Herrn Kommerzianten nicht mehr und steigen imgehofften Hunderte und Tausende von Arbeitern auf das Pflaster, wie es bei Werks, auf der „Weler“, dem „Wulst“ und noch unendlich vielen anderen industriellen Unternehmern der Fall gewesen ist, — wie steht es dann mit der Altersverlorenung für diese abgenutzten Kräfte? — Es geht wirklich eine ziemliche Unverschämtheit oder Unwissenheit dazu, mit solcher zweifelhafte oder nichtigen Art von „So-

zialreform“ seitens einzelner Kapitalisten die Arbeiter loben und von der Bahn des Kampfes um ihr gutes Recht ablenken zu wollen.

Want, 17. Oktober. Das am Freitag Abend im Saale der Frau W. W. Winter abgehaltene öffentliche Stiftungsgesellschaft des Schiffbauersgesangsvereins hat sich trotz des schlechten Wetters eines überaus guten Besuches zu erfreuen. Die theatrale und gelungene Leistungen waren den Kräften des noch jungen Vereins angemessen und übertrafen sogar die begabten Erwartungen. Der nachfolgende Ball nahm bei zahlreicher Theilnahme einen recht gemüthlichen und süßlichen Verlauf. Wir wünschen, daß die Mitglieder des Vereins das in demselben parallel mit der Pflege des Gesanges zum Ausdruck gebrachte Prinzip kameradschaftlichen Zusammenhaltens auch sonst erfolgreich beugen und pflegen und sich dementsprechend auf jeder Bahn fortentwickeln mögen.

Want, 17. Oktober. Es berührt uns recht sonderbar, daß von Seiten des Schulvorstandes die den Lehrern zustehende Entschädigung für das ihnen von der Gemeinde nicht verabfolgte Gartenland ohne Zustimmung des Schulsausses auf die Schulachsteuer übertragen ist, so daß die Nichtgrundbesitzer der Gemeinde resp. Schulausschusses infolge dessen 150 Prozent der Staatsteuer an Schulsteuer entrichten müssen. Man hätte doch erwarten dürfen, daß in dieser Angelegenheit vorerst die Zustimmung des Schulsausses eingeholt werden würde, zumal von einem Mitgliede desselben der Antrag auf Einleit der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen gestellt worden war, über deren event. Resultat wohl ankündigende Auskunft erwartet werden dürfte. — Im nächsten Monat müssen die Erziehungswahlen zum Schulsausschuss vorgenommen werden. Von einer Vorbereitung zu denselben, Anfertigung der Wählerliste u. s. w. ist uns noch nichts bekannt.

Want, 17. Oktober. Die Frage der Errichtung einer Gaststätte in unserem Ort wird jetzt in verschiedenen Blättern ventilirt. Wir erachten es für überflüssig, noch Beweise für die Nothwendigkeit einer derartigen Einrichtung anzuführen. Wir meinen, die Bedürfnisfrage wäre in vollständig genügender Weise erledigt, so daß es nur noch lediglich von dem guten Willen der Bauverwaltung abhängt, ob der herbeigehungene Wunsch der hiesigen Gemeindeglieder in nächster Zeit in Erfüllung gehen wird.

Milhelmshaven, 17. Oktober. „Aber die Politik der Aufwieglung“ bringt das „Tageblatt“ einen kurzen Artikel, den wir, so leid uns das thut, als eine vollständig ungenügende Schülerarbeit bezeichnen müssen, da wir nicht annehmen wollen, daß seriöses und gesinnungsvolles Lektüreverbumen dabei im Spiele ist. Es ist das zwar eine für gewisse Leute vielleicht recht seine Manier, gegen die „Aufwieglung“ und „Aufwieglung“ zu stehen, indem man den gedankenlosen Leser im Unklaren darüber läßt, um wen es sich bei der Attende eigentlich handelt und die Grenzen zwischen Socialismus und Anarchie in Verbindung hält. Man kann dann weißlich über die „Aufwieglung“ schimpfen, ohne Gefahr zu laufen, von den „Anarchisten“ auf die Finger geklopft zu werden. Um aber in dieser Materie etwas Erprießliches leisten zu können, muß man vor allen Dingen erst das Aec des Socialismus und Anarchismus studiren, damit man nicht bei jedem halbwegs denkwürdigen Menschen ein tonvullvolles Lachen hervorruft. Wir wollen hier nicht die iberischen Randglossen über den Anarchismus Rede zum Gegenstand der Kritik machen, eines Menschen, der trotz seiner vermehrten Agitationen und Bestrebungen doch immerhin eine gewisse Uebereizung und Uebereizung zu Gunsten hatte und für diese Uebereizung sein Leben in die Schanze schlug, im Gegenfall zu manchen Gesinnungslumpen, der Reden da in die Posaune bläst, wo er am besten bezahlt wird und am wenigsten zu riskiren hat; der aus Unlust zu erprießlicher und gemeinnütziger Arbeit sich als Beförderer der Interessen seines Brodbröden in der Hoffnung aufstellt, aus dem durch ihn beschügten wohlgefüllten Geldsack desselben eine Extrapremie zu ergattern. Bezeichnend für die mehr als unverdaulichen Ansichten des Verfässers über die sozialen Bestrebungen der Arbeiter ist folgender Satz, indem er gewissermaßen die Dummtheiten der „unpatriotischen“ Bestrebungen zum Ausdruck zu bringen glaubt:

„Die Anarchisten! Keine Arbeit, ... und doch die Taschen voll Geld! Essen und Getränke, Riehe und Luft in Hülle und Fülle Tag für Tag! Und keinen Herrn über sich! Jeder sein eigener König! Daß derjenige, der so etwas für möglich halten kann, bereits an Bekendtheit leiden muß, das liegt auf der Hand.“

Für uns ist es ebenfalls klar, daß derjenige, der solchen Blödsinn ernstlich seinen Lesern als Ziel oder Zweck irgend welcher sozialer Bewegung hinustellen wagt, an so bedauerlicher Verblendtheit leiden muß, wie man sie selbst bei den entzogensten Socialisten und Anarchistenkreisen zur Zeit immer öfterer findet.

Milhelmshaven, 17. Oktober. Die Herbstkontrollverjammlungen im Bezirk der 4. Kompanie des 1. Bataillons Oldenburg, Landwehr-Regiment Nr. 91 werden abgehalten: Zu jeder am 3. November Vorm. 11 Uhr, zu Obentischen am 3. November Nachm. 2 1/2 Uhr, zu Wiltfelms haben am 4. und 5. November und zwar für die Jahresklassen 1881 und 1882 am 4. November Vormittags 9 Uhr, für die Jahresklassen 1875 und 1880 am 4. November Nachm. 3 Uhr, und für die Jahresklassen 1883 bis einschließlich 1887 am 5. November Vorm. 9 Uhr, zu Ende am 5. November Nachm. 2 Uhr.

Milhelmshaven, 17. Oktober. Die Verachtung der Eishahn auf dem Eis-3-Adelant, soweit dieselbe auf preussischem Gebiet liegt, wird der hiesigen Verwaltung unterstellt, soll für die Winter 1887 bis 1890 am Dimstag, den 27. Oktober, Nachmittags 3 Uhr, im Geschäftszimmer des Vorstandes der Kaiserl. Werft-Berm.-Abth. öffentlich verhandelt werden. Angebote sind versegelt und portofrei an die genannte Behörde einzuliefern, bei der auch die Bedingungen eingesehen werden können.

Mil-Hepens, 16. Oktober. Der hier in Basis befindliche Sandlanger W. wurde gestern Nachmittag bei der Arbeit auf der Kaiserl. Werft von einem Schlaganfall betroffen, so daß in Folge der eingetretenen Lähmung sein Transport nach dem Werkkrankenhause erfolgen mußte. W. ist verheiratet, seine Frau weilt jedoch in Ostfriesland, während er seit langen Jahren hier ein wenig beneidenswertes und genüßliches Leben führt.

Oldenburg, 15. Oktober. Der Maurer M. aus Want wurde wegen Beregehens gegen § 175 der R.-St.-O. von der hiesigen Strafkammer zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt.

Marktpreise

vom Wochenmarkt in Want.

— Kartoffeln, 25 Pter 65 Pf. — Weizkorn, pro Kopf 20 Pf. — reine Roggen, pro Pfd. 10 Pf. — Mohrrüben, 5 Pter 25 Pf. — Birnen, 5 Pter 30—50 Pf. — Äpfel, 5 Pter 30—45 Pf. — Butter, pro 1 Mt. 1 Mt. 1 Pf. Eier, pro Stiege 1 Mt. 20 Pf. — Hühner, a Stück 1 Mt. 10 Pf. — Küden, a Stück 30—60 Pf. — Enten, a Stück 1 Mt. 30 Pf. — Rindfleisch pro Pfd. 40—45 Pf. — Schweinefleisch pro Pfd. 40—45 Pf. — Hammelfleisch pro Pfd. 35—40 Pf.

Gehwaffer.

Want-Milhelmshaven.

Mittwoch, 19. Oktober. Vorm. 2,15 Uhr. Nachm. 2,25 Uhr. Donnerstag, 20. „ „ 2,54 „ „ 3,11 „

